

Der Lokalbesuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **31 (1963)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich bin es, der gestohlen hat.

Dies Leben: langsam kenn ich es.
Geh behutsam hinaus
wie ein Kind aus dem Sandplatz.
In mich strömt
die friedvolle Süssigkeit.

Dieser Mann: ihn kannte ich gut.
ich lief stets mit ihm mit,
so wie ein Kind, das am Strand geht
— das Meer gross — in stiller Gelassenheit.

Es gibt so viele andere Leben
und so viel andere Männer —
ein Junge spielt auf der Flöte
in den Abend.
mit friedvoller Süssigkeit.

Dies Leben: langsam kenn ich es.
Ich lauf stets hinaus
so wie ein Kind, das den Strand lässt
voll Meer strömt
in stiller Gelassenheit.

HANS LODEIZEN (1925 —1950)

Aus dem Niederländischen übertragen von Manuel Claussner.
Dem Heft «Castrum Peregrini». Amsterdam. Nr. 24/1955 entnommen.

Der Lokalbesuch

Von Gunnar

Wie jeden Sonnabend setzte er kurz vor zehn seinen Finger auf den Klingelknopf. Dann kamen die bangeren Sekunden des Wartens, bis man ihm öffnete. Als er eintrat, lagen ungezählte Blicke einen Moment lang auf ihm. Nicht, weil er besonders auffällig gewesen wäre: er war ebenso männlich wie unscheinbar, höchstens etwas zu schlaksig gebaut. Nein, es gehörte zu den Riten des Lokals, dass alle einen neu Eintretenden in Sekundenschnelle abschätzten. Denn sie warteten alle, von Sehnsucht versaut und doch unverdrossen, auf die Offenbarung.

Seinen Mantel gab er in der Garderobe bei einem Studenten ab, der sich dort sein Trinkgeld verdiente; genauer gesagt war es eine Form des Werkstudiums, tags Vorlesungen, abends Garderobe. Der Student kannte alle, ihre Mäntel, ihre Parfums, ihre Liebesgeschichten, ihre Kummernisse. Bei ihm gingen sie beichten. Es war zweifellos ein gehobenes Lokal, nettes Personal, phantasievollere Ausstattung. Und ein Student in der Garderobe.

Er setzte sich in eine Ecke. Bestellte sein Bier. Blickte mit der rituell geforderten Langeweile vor sich hin und zwischendurch wie absichtslos im Raume umher. — Da waren sie also, die ruhlosen Twens, die sorgsam gebügelten Angestellten, die Sammetjacken, die Jeans, die dunklen Pullover. Auch ältere Männer (dieses Martyrium der alternden Homophilen!). Da waren sie alle, jedes Gesicht eine Maske, jede Maske durchsichtig, jedes Gesicht ein Schicksal, viele Schicksale, aber kein Schicksal für ihn.

Er hatte Posten gefasst an der durchsichtigen Wand eines grossen Aquariums. Da rauschten sie an, die Tiefseefische, mit ihren Mähnen, mit ihren Wimpern, mit ihren Schlipfen. Zierfische, Raubfische, Beutefische. Es war einfach überwältigend. Wo gab es das sonst auf der Welt, eine solche Ansammlung von Begehrtem, eine solche Heimat für das Gefühl.

Eigentlich war es der wichtigste Raum in der ganzen Stadt, dieser verräucherte Raum in der Nähe des Zentrums, nicht weit von der ausrangierten Hochbahnstation. Platz grosser Erwartungen, die immer Erwartungen blieben, und daher ein wunderbarer Platz.

Er schaute sie an, jeden einzelnen. Grub sich ein in die Physiognomien, rätselte, wusste. Er durchschaute sie alle, bildete er sich ein. Hätte man ihn dazu bestellt, in den Gesichtern zu lesen, er hätte ein beachtliches Pensum Wahrheit herausbuchstabiert. Denn was er sah, war Verlegenheit, Neugierde, Sehnsucht, gespielte und echte Langeweile, Snobismus. Er sah mehr; er sah den Arbeitsalltag, die Misshelligkeiten in den Familien, das Raunen der Wirtinnen, Vorfreude auf den Urlaub, Enttäuschungen, Krisen. Er sah viele Leben, alle die untergegangenen und nie begonnenen Freundschaften, alle die Freundschaften der *einen* Zukunft, die nun, heute abend, bevorstand und die doch nicht begann.

Viele Gesichter, schöne, bildschöne Gesichter, geprägte, vieldeutige, nichtsagende Gesichter. Kein, kein Gesicht für ihn.

Er hörte auf die Musik, die volle strömende Naivität der wertlosen Melodien, jener Melodien mit dem kleinen Schuss Unsterblichkeit: nun stampfen die Bässe Sturm zum Schlagermelos. Da besingt einer das Glück, das grösste Glück, das es gibt — von der Stange. Glücks-Konfektion. Unglücks-Konfektion. Und wenn die Jahre herum sind, dann bleibt die Erinnerung an diese Schlagerheimat, wo sie sich trafen, wo sie sich fanden, in der Eckkneipe, unter der Hochbahn.

Wie war er hierher gekommen? Ihn fröstelte. In Provinzstädten hatte er sein Leben vertrauert, in die Grosstadt war er zu spät gezogen. Er dachte an seinen ersten Besuch in diesem Lokal. Schon in den Nächten vorher hatte er Ungeheuerliches geträumt, von einem Ort des Lebens, der brüderlich sich findenden Geister. Abends war er dann ausgezogen, um seinen Schritt zum ersten Mal in die verbotenen Gefilde zu setzen, angezogen von der Tür mit dem Klingelknopf. Doch er hatte die Nähe des geheimnisvollen Ortes gescheut, war unverrichteter Dinge umgekehrt.

Dann hatte er sich wiederum aufgemacht, den Finger auf die Klingel gelegt. Welcher Moment! Hatte einen jungen Kellner für Augenblicke in der Tür stehen sehen. Damals muss da ein anderer Kellner gewesen sein: ein Mensch von erschreckender Schönheit, mit einer schneeweissen Jacke angetan. Auf dem Fusse hatte er kehrt gemacht, ohne ein Wort herauszubringen, war schmachlich geflohen. Vor dem Kellner. So erinnerte er sich seiner Dummheit — und lächelte.

Dann war er häufiger ins gelobte Land gepilgert, hatte oft den Heimweg unter kalten Sternen auf sich genommen, nachdem die letzte Bahn verpasst war. Heimkehren musste er in die Stummheit seiner vier Wände, in die ungeheuerlich sprechende Stille aller bewussten, bedachten Einsamkeit.

Und nun war er hier. Von neuem. Der Vorhang war wieder aufgegangen, das Stück konnte sich noch einmal entfalten, dessen erster Akt immer Hoffnung hiess. Was stand bevor?

Vor ihm lachten drei, standen da, aneinandergelehnt, plauderten. «Fasching geh ich als Soraya», das konnte er gerade noch hören. Und noch etwas, zwei Worte, die er aufnahm: «Was Blondes». Sie jauchzten, als wäre ein Witz gefallen.

Er dachte über die Bruchstücke nach, die an sein Ohr gedrungen waren. Versuchte, herauszubringen, was es zu lachen gab. Soraya. Und: «Etwas Blondes.» Das lag ihm im Ohr. Musste das schön sein, etwas Blondes, dachte er, und dann fiel ihm plötzlich auf, dass dieses Wort Neutrum war. Was Blondes. Was? Kein Mensch, kein Mann, kein handfester Kerl, kein schönes, kein hässliches, kein kluges, kein dummes Profil, überhaupt kein Profil, sondern was Blondes, ein Neutrum, neutral, eine Sache, ein Gegenstand.

Einer der Dreie schob davon. «Huch, meine Wimperntusche läuft», echote er im Davongehen. Das war Selbstkarikatur, beifallheischer Gag. Und der Erfolg stellte sich ein, der Erwartung gemäss: Prusten und Lachen.

Er schämte sich. Abermals dachte er nach. Wimperntusche, was ist das, dachte er; nie gehört, nie benutzt, keine Ahnung, vermutlich schwarz. War er konkurrenzfähig bei solcher Unbildung? Er hatte Philosophie studiert, er hatte in Flüchtlingslagern gesessen, war durch Europa getrampt, er hatte sich auf Kartoffeläckern und in Luxushotels bewegt, aber das Naheliegende, das kannte er nicht. Die Anspielungen verstand er nicht. Von Wimperntusche wusste er nichts.

Ins Theater ging er nur ungern, in Opern nie, manchmal in Kitschfilme; das andere hätte ihn zu sehr angestrengt, denn er musste nachdenken. Hier gab es genug nachzudenken; mehr brauchte er nicht. Er hatte mit seinen dreissig Jahren genug erlebt.

Er hatte geliebt. Er hatte seine Freunde geliebt, stocknormale Freunde. Gemeinsames Studium, gemeinsame Reisen, Gespräche, Briefwechsel, Krisen, Sinnloses, Sinnvolles; wer wollte das alles noch unterscheiden. Die schmerzliche Heiterkeit des Verzichtes, aber keine Erfüllung. Warten auf Briefe, Hunderte von geistvollen, phantasietollen, liebevollen — von den anderen unverstandenen Briefen ganz zu schweigen.

Das war nun endlich vorbei. Die Freunde verlobt, verheiratet, im Beruf. Und er übrig geblieben. Er war dreissig. Hatte er je gelebt? Wollte er nun beginnen zu leben? Oder war alles zu **Ende**?

«Mit siebzehn fängt das Leben erst an», spielte freundlichst die Musicbox. Die Wimperntusche lief.

Da erhob er sich, schob sich ungeschickt durch den rauchvernebelten Raum, setzte sich möglichst unauffällig an einen Tisch. Der neue Tischnachbar sah ihn einen Moment lang an, kippte einen Drink, lachte und zischte: «Ein Anständiger». Die anderen lachten: «Haha, ein Anständiger». Jemand beendete den Exkurs des Gesprächs, indem er abschliessend und bestimmt hinzusetzte: «Ein Neuer». Und dann wandten sie sich wieder dem letzten Film zu, sprachen. Ohne ihn.

«Ein Neuer». Nun war er gerichtet. Er trug den Makel eines Verworfenen. Aussenseiter in einer wie selbstverständlich verschworenen Gemeinschaft. Noch einmal sollte er ausgestossen sein. Wollte man ihn daran erinnern, dass er kein Homosexueller war? War er denn einer?

Vor seinen Augen tanzte es. Die Unterhaltung nahm eine lustige Wendung. Es wurde amüsant, happy, gay. Einer erläuterte, warum er nie habe Englisch lernen können. «Ach, wisst Ihr, die komplizierte Grammatik, und dann wusste ich nie, was 'sister' heisst.» Gelächter.

Sister. Er hätte gern einen Bruder gehabt. Er verstand sie nur halb, die Lachenden. — Unvermittelt fragte er sein Gegenüber, was der denn mache. Berufliches wollte er hervorlocken mit dieser Frage. Der Junge, Anfang zwanzig, Ponyfrisur, kein Routinier (also ein Mensch?), antwortete: «Leben und lieben».

Das also war das Geheimnis. Leben und lieben. Aber wie fing man das an,

wie fing mans hier an, im verräucherten, zwielichtigen Lokal? Unaufhörlich strömten neue Gäste hinzu. Jeder schien fast jeden zu kennen. Oder übertrieb er schon wieder? Waren einige so einsam wie er? Leben und lieben, hier unter Schlagern und Jazz, bei Likör, Whisky und Bier?

Viele trugen Fingerringe. Das mochte er nicht. Aber was mochte er denn? Alles wirklich Männliche, Klare. Nur alles das hier, das Verschwommene, das Unecht-Laute, das Leere, das mochte er nicht. —

Spät kam er nach Hause, legte sich schlafen, schnupperte, suchte, fand: roch fremdes Parfum in seinen Haaren, einen Duft, offenbar eingeschleppt aus diesem Lokal. So weit hatte er es gebracht. Parfum im Haar, was er verachtete. Mitgebracht aus einer Gesellschaft, die er nicht liebte. Denn er war kein «Homosexueller». Gewiss, er wollte einen Mann lieben, aber nicht mehrere.

Einen Sonnabend später verknallte er sich. Ein neues Gesicht war aufgetaucht, Bitter lodernde Blicke, eine merkwürdig verquere leuchtende Leidenschaft in den Augen. Offenbar Arbeiterjunge. Er sprach ihn an. Bekam keine Antwort — ausser einem wütend verzweifelten Blick.

Und dann entlockte er es ihm doch noch: der Junge war todtraurig. Eine Freundschaft war ihm zerbrochen. Kaum sprechen konnte er vor Kummer. Der Junge war weit trauriger als er selbst, tiefer.

Da wetterleuchtete es in ihm. Also echten Kummer, den gab es noch. Und solange es ihn noch gab, gab's auch die Liebe noch, und nicht alles war verloren. Gestärkt ging er nach Hause, denn er hatte an diesem Abend einen Menschen gesehen. Einen, der noch unglücklich sein konnte.

Es war Frühling geworden. Er liess sich manchmal sehen im Lokal, meist sonnabends. An die Stelle der schweren Wintermäntel waren Anoraks und Sportjacken getreten, auch auffällig gekachelte, gestreifte. Der Student in der Garderobe wollte ihn aufmuntern: «Lächeln Sie doch mal. Nicht Luftschlösser bauen. Nicht von Dingen träumen, die's garnicht gibt.»

Also hatte sich der Student in der Garderobe Gedanken gemacht über ihn. Das sollte ein Alarmzeichen sein. In Zukunft würde er lächeln, aufforderungsgemäss. Er würde sich besser zu tarnen wissen. Man brauchte ja nicht zu sehen, dass er als Abschiednehmender durchs Leben ging, dass er das Leben kannte, nämlich als Erinnerung an kaum Erfülltes, dass er bereit war, den letzten Einsatz zu wagen.

Er schloss die Augen, ringsum Fröhlichkeit. Und da war er auf einmal auch fröhlich. Er freute sich auf den Freund, den er vielleicht einmal haben würde, vielleicht. Und der bestimmt ganz anders sein würde, als er ihn sich heute erträumte. Vielleicht musste er weitere Jahre warten.

Er konnte sich denken, dass er auch Abenteuer haben würde. Abenteuer, die konnte man mitnehmen. Und: man konnte es lassen. Denn das war nicht eine Frage der Moral, sondern der Existenz. Und seine innere Existenz hiess: Liebe oder Verzicht.

Er war ganz ruhig, als er nach Hause ging.